

Thomas Banhardt wollte in den 70ern nur eines: Der Allgäuer Provinz so schnell wie möglich entkommen. Also lernte er Koch und bereiste die Welt. Jahrelang schnippelte er Kartoffeln, atmete Seeluft und boxte sich durch. Dank seines sonnigen Gemüts konnte ihn dabei nichts erschüttern. Eine geladene Pistole auf dem Beifahrersitz oder Kochen bei Monsterwellen? Kein Problem für ihn! Und wenn gar nichts mehr half, rettete ihn einer seiner frechen Sprüche garantiert aus jeder Misere. Der Zufall wollte es, dass er von Miami aus irgendwann dem Ruf des Feldbergs folgte. Zum Feldberger Hof und damit zum First Mover der Hotelbranche kam er jedoch wie die Jungfrau zum Kinde.

A portrait of Thomas Banhardt, a middle-aged man with glasses and a mustache, smiling. He is wearing a dark suit jacket over a white shirt and a dark patterned tie. The background is blurred, showing what appears to be an indoor setting with some shelves or displays.

VOM BAUERNHOFJUNGEN ZUM GIPFEL HOTELIER

THOMAS BANHARDT
AUTOBIOGRAFISCHER ROMAN

Thomas Banhardt

**VOM BAUERNHOFJUNGEN
ZUM GIPFELHOTELIER**

VOM BAUERNHOFJUNGEN ZUM

**GIPFEL
HOTELIER**

**THOMAS BANHARDT
AUTOBIOGRAFISCHER ROMAN**

1. Auflage 2023

© Thomas Banhardt

Co-Autorin: Ulrike Parthen

Umschlaggestaltung, Layout, Buchsatz:

Holger Stiegeler, systemtypo.de

Fotos: Umschlag und Rezepte Jigal Fichtner,
andere privat

Druck: Hofmann Druck

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich.

Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag
des Autors, zu erreichen unter: Thomas Banhardt,

Dr.-Pilet-Spur 1, 79868 Feldberg, Germany

Geht nicht, gibt's nicht!

Lebensmotto Thomas Banhardt

INHALT

9		Vorwort
21		KAPITEL 1: Durchboxen
55		KAPITEL 2: Andere Länder – andere Sitten
89		KAPITEL 3: Wellengang
104		KAPITEL 4: Abgehakt
105		KAPITEL 5: Alles auf links drehen
129		KAPITEL 6: Der Berg ruft
148		KAPITEL 7: Turbulenzen
183		KAPITEL 8: The next Generation
191		Epilog
195		Danksagung
197		Rezepte

VORWORT

Ich bin im Februar 1958 in Leutkirch im Allgäu geboren. Kurz davor wurde in Flensburg die Verkehrs-sünderdatei eingerichtet. Das Thema Sünde passt zu meiner Geburt ganz gut, denn meine Mutter konnte es ihr Leben lang nicht verkraften, dass ihr jüngster Spross wegen zu früh einsetzender Wehen in Baden-Württemberg statt ihrem geliebten Bayern zur Welt kam. Schlimmer konnte es für sie nicht kommen. Es sollte nicht die letzte Sünde in meinem Leben gewesen sein. Für manche davon bin ich selbst aktiv verantwortlich. Für andere kann ich wirklich nichts. Dazu gehört unter anderem meine komplizierte Familienkonstellation.

„Deine Eltern leben nicht zusammen?“, wurde ich als Kind oft staunend gefragt.

„Nein, Papa gehört der Hubertushof in Gebrazhofen und Mama der Lindenhof in Lindenberg.“

„Aha! Und deine Brüder?“

„Mal hier, mal da!“, erklärte ich und praktizierte das „Mal hier, mal da“ selbstverständlich auch. Gingen mir die Lehrer in Gebrazhofen auf den Senkel, wechselte ich für eine Weile zu meiner Mutter auf den Lindenhof, denn das bedeutete gleichzeitig einen Schulwechsel. Meinen Eltern war es ganz recht, wenn die Söhne sich phasenweise für ihren jeweiligen Hof entschieden. Wieder eine günstige Arbeitskraft mehr

im Haus. Das kam beiden mehr als gelegen, da keiner von ihnen den eigenen Hof wirklich freiwillig führte. Mein Vater war als Teenager zuerst im Krieg, kehrte mit 17 verletzt zurück. Glück für ihn, sonst wäre er wahrscheinlich längst tot. Danach wurde er Diplomlandwirt und Kaufmann und malte sich seine berufliche Zukunft bereits in den schönsten Farben aus. Eines Tages forderte man ihn auf, dass er gefälligst den familiären Hof übernehmen solle, sonst würde man den verkaufen. Da rechnete er sich die Sache noch mal sehr genau durch. Ein riesiger Hof mit Stallungen, angeschlossener Brauerei, großem Wohngebäude und mindestens 70 Hektar Land drumherum war seinerzeit ein Vermögen wert. „Okay, ich mach’s!“, entschied er spontan, begrub seine Träume und machte das Beste daraus, wenngleich ohne wahre Leidenschaft im Herzen. Ähnlich bei Mama, die den Lindenhof von ihrer Mutter vererbt bekam. Darauf hatte sie so gar keine Lust. Aber was sein musste, musste halt sein. Sie verschönerte sich die Angelegenheit dadurch, dass sie anfang, Antikes zu sammeln und einen Großteil des Hauses damit in ein Museum zu verwandeln – den anderen Teil wiederum in Gästezimmer. Für mich und meine Brüder bedeutete das während der Lindenhof-Mama-Phase, dass wir uns zu viert ein karges Schlafzimmer teilen mussten, weil die 15 anderen an Gäste vermietet wurden. In unserem Schlafzimmer war es im Winter derart kalt, dass

ich morgens unter einer gefrorenen Bettdecke aufwachte.

Als Jüngster hatte ich grundsätzlich die sprichwörtliche Arschkarte. Wenn mein Vater beispielsweise auf dem alten Hof den Waschzuber in der Waschküche vorbereitete, wusste ich, was das für mich bedeutete: Ich kriegte mal wieder die Dreckbrühe ab, die meine drei Brüder hinterließen. Und die Reihenfolge beim Baden wurde jedes Mal pingelig genau eingehalten! Von groß nach klein. Zuerst Peter, dann Michael, dann Lothar, dann ich. Das war nicht das einzige Elend am Badetag. Die Waschküche lag ziemlich genau zwischen Hof und Wohnhaus. Das bedeutete für mich gute 100 Meter Wegstrecke bis zum inzwischen nur noch lauwarmen Badewasser. Der Hinweg stellte mich vor keine größeren Herausforderungen. Der Rückweg um so mehr, denn mit nassen Haaren und nur einem um den Körper gewickelten Handtuch ist das kein prickelndes Gefühl bei minus 12 Grad. Die Temperaturen im winterlichen Allgäu sind nicht ohne. Sonst wäre es heute kein solch beliebtes Skigebiet, und ich schwöre: Die Winter vor 50, 60 Jahren waren viel eisiger als heute. Da gab es ja auch noch keinen Klimawandel.

Damals perfektionierte ich meine Schnellläufer-Qualitäten akribisch. Nach jedem Badetag wurde ich schneller. Als ich dann mit knallroter Nase und halb

erfroren endlich in der warmen Wohnküche saß, hieß es für mich, schnell rein in die Klamotten, das Abendessen wartete. Was ich dabei am Leibe trug, verdiente das Wort Kleidung jedoch längst nicht mehr. Löchrige Lumpen war die zutreffendere Bezeichnung. Natürlich wurde gespart, wo es ging. Und wer bekam aufgrund der Sparmaßnahmen die abgetragenen Sachen seiner Brüder ab? Das Nesthäkchen natürlich! Jeder kann sich lebhaft vorstellen, was es für eine Hose bedeutet, wenn sie zuvor von drei sehr wilden Jungs getragen wurde, die die meiste Zeit draußen verbrachten. Doch eine solche Hose war trotz dutzendifachen Flickwerks immer noch tausendmal besser als die schreckliche bayerische Kriegsuniform, mit der mich eines Tages meine Mutter beglückte. Sie fand, es sei kein Problem, dass ein kleiner Junge damit herumliefe. Weil der Stoff so schön hart, damit also stabil und nahezu unkaputtbar wäre. Das Ding sah furchtbar aus! Wenn ich die Uniform anhatte, fühlte sich das an, als sei ich in Beton gegossen. Ich protestierte heftig gegen mein neues Kleidungsstück. Jedoch prallten meine Widerworte knallhart an Mama ab. Manchmal fragte ich mich, ob sie innerlich auch aus Beton war. Keine Emotionen, zu keiner Zeit. Irgendwie hatte sie uns Jungs bestimmt lieb, aber eben auf ihre eigene eigentümliche Weise. Und Papa war da kaum anders. Opa Hugo erklärte mir mal, das läge am Zweiten Weltkrieg. Alle Menschen – ob groß oder klein –, die den miterleben mussten, hätten einen

Schaden davongetragen. Sie würden völlig anders ticken als vor den Kriegsjahren – manchmal auch nicht mehr ganz richtig in der Birne. Das schien mir logisch, denn tatsächlich kamen mir viele Erwachsene reichlich plemplem vor. Am allermeisten meine Lehrer, die mir so oft den Hintern versohlnen, dass ich es nicht mehr zählen konnte. Am schlimmsten plemplem waren die Nonnen im Internat in Oberstaufen. Was mit deren Hirnen los war, fragte ich mich nicht nur einmal.

Mit vier Jahren kam ich dorthin, weil Mama meinte, dort würde ich Manieren lernen. Meine Brüder teilten in den Jahren davor dieses Schicksal mit mir, allerdings nicht so lange wie ich. Ich musste es fünf Jahre bei den bösen Nonnen aushalten. Wie genau ich das schaffte, ist für mich eines der unergründlichen Dinge, die ich heute nicht mehr nachvollziehen kann.

Der Tag im Internat lief in etwa wie folgt ab:

Die Nonnen kamen frühmorgens in den riesigen Schlafraum und machten Radau. Dazu riefen sie laut „Auuuufsteeeeeehen!“. 30 Jungs schreckten wie die Soldaten bei Großalarm aus ihren Betten, rannten in den Waschraum, kippten sich Wasser ins Gesicht. Danach nichts wie rein in die Klamotten, denn die Kirchenglocken läuteten schon. Und wehe, jemand kam zu spät zum Gottesdienst! Das bedeutete eine ordentliche Tracht Prügel.

Ich saß also müde und mit knurrendem Magen in der Kirche und hörte mir an, was der Pfarrer zu erzählen hatte. Zwischendurch mussten wir alle singen und beten. Eine Stunde Gottesdienst kann sich für einen Vierjährigen verdammt hinziehen. Ich musste dabei stillsitzen und durfte nicht ein einziges Wort mit meinen Sitznachbarn quatschen. Sonst gab es erneut Schläge. Wenn die Kirchenglocken zum zweiten Mal läuteten, konnten wir endlich frühstücken gehen. Das Essen war durchweg ekelig und überall dieser schlimme Streichkäse mit dabei. Morgens, mittags, abends. Der Streichkäse verfolgte mich über 60 Monate, Tag für Tag.

Weil die Nonnen ratzfatz mitbekamen, dass Klein-Thomas zur Kategorie „Frechdachs“ zählte, wurde ich beim Essen speziell bewacht. Das geschah derart, dass eine Nonne penetrant neben mir stand und mir dabei zuguckte, wie ich den Streichkäse mit irgendwas anderem zusammen hinunterwürgte. Gemeinsam mit Kohlrabi war das besonders schlimm für mich. Leider durfte kein bisschen auf dem Teller übrigbleiben. Bei niemandem von uns! Gegessen wurde, was auf den Tisch kam, und zwar in exakt der Menge, von denen die Nonnen meinten, sie passe in unsere kleinen Mägen hinein. Meiner war manchmal knallhart überfüllt und ein Mitschüler hatte sogar eine Milchallergie. Milch gab es ziemlich oft, allein schon in Form dieses dämlichen Streichkäses. Da hatten die Nonnen aber kein Verständnis. Weder für meinen vollen

Magen noch für den armen Jungen mit der Milchallergie. Der musste seinen Teller genauso leeren wie wir alle.

Die Schule im Internat war auch nicht schön. Machte ich einen Fehler, bekam ich ordentlich eine geknallt. Bei jedem noch so klitzekleinen Fehler! Weil ich als Knirps ja erst anfing, Schreiben und Rechnen zu lernen, ging da schon häufiger etwas daneben. In den Augen der Nonnen ein Unding! Meine Backen waren von den Backpfeifen dauergerötet und mein Hintern auch.

So ging das fünf Jahre lang, bis eine Nonne zum ungefähr tausendsten Mal ihre Hand gegen mich erhob. Da platzte mir die Hutschnur. Ich schnappte mir im Affekt einen Blumentopf, der zufällig neben mir stand, hielt ihn drohend in die Höhe und schrie, so ich laut konnte: „Wenn du mich noch einmal schlägst, kriegst du den Blumentopf an den Kopf!“

Das nahm die Nonne bierernst. Sofort rief sie mit den anderen Nonnen eine SOS-Sondersitzung ein. Noch am selben Tag bekam meine Mutter einen Anruf mit der Bitte, den Thomas so schnell als möglich vom Internat abzuholen. Das war der bisher schönste Tag in meinem harten Kinderleben. Und das Soll für Gottesdienste hatte ich durch die Internatszeit zudem für mindestens die nächsten fünf Leben erfüllt. So schnell sah mich keine Kirche mehr von innen!

Richtiggehend coole Momente meiner Kindheit waren die, wo ich den Frechdachs ausleben konnte. Dazu hatte ich drei clevere Strategien erschaffen:

1. Mein freches Mundwerk.
2. Geduldig abwarten und mich an die Fersen meiner Brüder klemmen.
3. Eigenen Unfug anstellen.

Alles drei gelang mir meisterlich gut und zelebrierte ich ausgiebig. Die nachfolgenden beiden Abenteuer zählen zu Strategie 2.

Mein Bruder Lothar interessierte sich brennend für Chemie. Mir selbst war es eher suspekt, wenn plötzlich zwei Stoffe nach Vermischen auf seltsame Weise reagierten. Entweder es zischte, qualmte oder explodierte. Von uns Jungs waren Lothar und Peter diejenigen, die sich für Naturwissenschaft interessierten. Diese Leidenschaft wollte ausgelebt werden. Also versammelten sich die Banhardt-Jungs eines Tages mal wieder, um auszutüfteln, welchen Blödsinn man gemeinschaftlich anstellen könnte. Peter hatte an diesem Tag die beste Idee von allen. Dazu brauchte es Luftballons und Lachgas. Beides hielt er stolz in seinen Händen, als er uns von seiner Idee erzählte. Als langjährig geprüfter Handlanger meiner älteren Brüder saß jeder Handgriff bei mir dermaßen perfekt, als hätte ich bereits jahrelang Blödsinn studiert.

Der glorreiche Plan mit den Luftballons ging (zunächst!) richtig gut auf.

Federführender Chef in der Sache: Lothar.

Handlanger: ich.

Weitere Mittäter: Peter und Michael.

Die Ballons wurden von uns mit einer Zündschnur versehen, die genau über dem gegenüberliegenden Hotel abbrannte. Dann machte die Chemie schlapp. Die im Chemieunterricht bereits häufig erlebte Explosion fand also leider viel zu früh statt. Es gab einen ohrenbetäubenden Lärm, da sehr viele Luftballons gen Himmel unterwegs waren. Zuerst bekamen wir von meiner Mutter mehrfach eine gescheuert. Danach von den Besitzern des Hotels und die Polizei finalisierte die Strafe. Das war uns der Spaß wert. Daher dauerte es nicht lange, bis wir den nächsten Streich ausheckten. Dabei explodierte auch etwas. Allerdings sehr viel lauter und mit deutlich mehr Wumms.

Peter – der Techniker unter uns Brüdern – kam an einem schönen Samstag aufgeregt zu uns in den Stall gelaufen. Die Aktion fand auf dem Lindenhof statt. Er schaute sich nach allen Seiten um, ob ja kein Knecht oder gar unsere Mutter des Weges war. Niemand zu sehen!

„Ich habe Dynamit gefunden. Sicher um die fünf Kilogramm!“, erzählte er uns mit strahlenden Augen.

„Dynamit? Wozu liegt das denn hier auf dem Hof herum?“, fragte Michael erstaunt.

Ich verhielt mich erst mal still und folgte neugierig der Unterhaltung meiner Brüder. Ich ahnte, dass demnächst etwas sehr Abenteuerliches passieren würde. Ich wusste nur noch nicht, was genau.

„Soviel ich weiß, sprengen sie damit die Baumstämme nach dem Fällen!“

Keine Ahnung, was er meinte. Das hatte momentan aber keine Bedeutung. Peters immer mehr glänzenden Augen war anzusehen, dass der große Moment der Idee unmittelbar bevorstand. Ich hielt die Luft an vor Aufregung.

„Wir betonieren das Dynamit ein und lassen es dann hochgehen!“, lautete sein Vorschlag zur Sache.

„Genial!“, rief Michael.

„Das machen wir!“, brüllte Lothar – etwas zu laut. Peter stieß ihn mit einem „Psst“ sofort in die Seite.

„Du schaffst den Beton und das Wasser herbei“, bekam der Handlanger die Anweisung. Ich tat wie befohlen und rannte davon. 15 Minuten später standen das Dynamit sowie der Beton und das Wasser in zwei Eimern parat. Zuerst legten wir das Dynamit in eine Mulde auf dem Boden aus und gossen anschließend den noch flüssigen Beton darauf. Jetzt hieß es: Geduld bewahren und abwarten. Warten kann manchmal schlimm sein! Vor allem bei einem Abenteuer.

22 Stunden später:

Peter trommelte uns Brüder auf dem Hof zusammen mit den Worten, dass es jetzt so weit wäre. Ich spielte gerade Fußball, klemmte mir schnell den Ball unter den Arm und rannte den anderen hinterher zum Tatort. Peter wartete dort bereits mit den Streichhölzern in der Hand auf uns. Es konnte losgehen. Unser aller Augen glänzten. Er nickte uns feierlich zu, entzündete die einbetonierte Zündschnur, wir gingen schnell in Deckung. Wenige Sekunden danach knallte es in Überlautstärke. Ein lautes Krachen schloss sich an. Es kam von der Holzdecke, in der dank des nach oben schießenden Betons plötzlich ein großes Loch klaffte. Mein erster Gedanke war, dass die höllisch laute Explosion bestimmt im ganzen Ort zu hören gewesen sein musste. Als Erste kam meine Mutter angerannt, um nachzuschauen, welches Unglück da im Nebengebäude passiert war. Wir standen mit weit aufgerissenen Mündern da und blickten nach oben auf das Loch. Sie tat es uns nach und versuchte offensichtlich, den Tathergang logisch zu eruieren. Ihr war im Gesicht abzulesen, dass sie damit fast eine Minute lang ihre Schwierigkeiten hatte.

„Du mit deiner Scheiß-Fußballspielerei machst immer alles kaputt!“, schrie meine Mutter mich an – inklusive schallender Ohrfeige. Danach rauschte sie ab. Meine Brüder lachten lauthals.

„Wieso bin immer ich an allem schuld?“, fragte ich beleidigt. Mir war nicht nach Lachen zumute.

„Weil du der Jüngste bist“, bekam ich die lapidare Antwort von Peter.

In dem Moment beschloss ich, dass ich es allen noch zeigen würde! Wollen wir doch mal sehen, ob die Jüngsten sich in der Welt nicht auch durchsetzen konnten. Ich begann damit, indem ich meinen Eltern einige Zeit später verkündete, dass ich gewiss nicht ein Leben lang auf ihren blöden Höfen arbeiten würde, sondern eine Lehre als Koch beginnen wollte. Das hatte ich mir alles ganz genau überlegt. Immer nur Kässpätzten, Butterbrot oder Pfannkuchen waren mir auf Dauer zu eintönig und auch zu wenig. Es wurde dringend Zeit für Abwechslung sowie ein paar Kilogramm mehr auf den Rippen. Als Koch würde ich garantiert immer genug und lecker zum Essen haben. Außerdem war es in der Küche stets warm und die Welt bereisen konnte ich als Koch auch, wenn ich es clever genug anstellte. Ich hielt mich für absolut clever genug dazu. Und dann nichts wie raus aus dem miefigen, katholisch geprägten Allgäu. Für meine Ausbildung schaffte ich es leider noch nicht über die Lindenberger Stadtgrenze hinaus. Doch ich konnte geduldig, zäh und willensstark sein, wenn ich mein Ziel erst mal anvisiert hatte.

KAPITEL 1: **Durchboxen**

„Aufwachen, Thomas, die Schicht geht gleich wieder los!“, höre ich jemand sagen. Wo bin ich? Wer will was von mir? „Thomas, es ist fünf vor. Jetzt beeil dich!“, klingt die Stimme an mein Ohr. Dieses Mal schon viel näher. Jemand rüttelt mich ruppig an den Schultern. Augen auf. Werner steht neben meinem Bett. Endlich realisiere ich die Tatsachen. Und die sehen so aus, dass ich in unserer kleinen gemeinsamen Kammer unter dem Dach in meinem Bett liege. Mir tut jeder Muskel weh, der nur weh tun kann. Und jetzt geht die zweite Runde Arbeit los. Die erste für heute habe ich bereits hinter mir.

„Ist ja schon gut!“, gebe ich ihm gelassen zur Antwort. Gut, ich habe verpennt. Da muss er aber nicht gleich so eine Hektik verbreiten. Hose an, Schuhe an. Dauert maximal 60 Sekunden. Also noch genug Zeit, bis wir im Erdgeschoss beim Chef antreten müssen. Der ist maximal kleinlich. Wenn etwas nicht läuft, wie er will, bekommen wir eine gescheuert. Laut ist er auch. Seine Stimme ist lauter als alles, was ich bisher gehört habe. Packt er – wie häufig – seinen Bariton in voller Lautstärke aus, wackeln die Wände.

„Und ich dachte immer, du bist harte Arbeit gewohnt“, frotzelt Werner, der mich beim Aufstehen beobachtet. Ich kann nicht verhindern, mein Gesicht

leicht zu verziehen, als ich meine Beine aus dem Bett schwinde. In meinem Rücken sticht es, als würde ein Kochlehrling an seinem ersten Arbeitstag die Zwiebeln sehr unsanft auf mir statt auf dem Küchensieb zerkleinern. Solche Schmerzen hatte ich noch nie. Durch die Arbeit auf dem Bauernhof bin ich abgehärtet. Das war jedoch ein Scheiß gegen das, was ich seit vier Wochen als Koch-Lehrling mitmache. Zehn Stunden pro Tag auf den Beinen. Das ist ganz schön viel für meine Muskeln und mich. Werner grinst mich an. Ich stehe voll angezogen vor ihm. Er ist einen guten Kopf größer als ich und voll okay. Darüber bin ich froh, da wir rund um die Uhr miteinander auskommen müssen: Auf der Arbeit sowie in unserer Dachkammer. Verschlag wäre dafür der bessere Ausdruck. Zwölf Quadratmeter, in die durch die Dachziegel der Wind hereinspfeift, und wenns regnet, werden wir nass. Unser Inventar besteht aus zwei wackligen Betten, einem kleinen Schrank, fertig.

„Heute Abend gehen wir aber schon noch auf die Walz. Oder bist du zu fertig?“, fragt er besorgt. Wir sind auf dem Weg nach unten.

„Klar gehen wir, was denkst du denn?“

Feiern geht immer. Und mit ein bisschen Alkohol und Spaß sieht die Welt gleich anders aus. Aber erst mal die nächsten viereinhalb Stunden rumkriegen.

„Salat schneiden. Tomaten schneiden, Gemüse schneiden“, weist uns der Chef an, kaum dass wir die Küche betreten haben. Er ist einer von der distan-

zierten Sorte. Und wehe, wir machen die Dinge nicht automatisch so, wie er sich das vorstellt. Dann wird er sauer. Leider zeigt er mir nicht, wie es geht, sondern setzt voraus, dass ich's bereits weiß. Also mache ich halt mehr oder weniger drauflos. Ich bin inzwischen schon geübter Tomatenschnippler. Ja, das beherrsche ich sogar richtig gut, ohne einen Anpfiff zu kriegen. Werner stellt sich vor sein Schneidebrett in der Mitte des Raums. Ich ihm gegenüber. Der Chef scheppt außer Sichtweite mit den Töpfen herum. Es ist warm und laut. Ich schätze gute 30 Grad. Überall dampft es, auch aus der Richtung von Spülhilfe Wilhelm.

„Hast du das große Gemüsemesser gesehen?“, frage ich Werner. Mit dem kleinen hier kann ich keine Tomaten schneiden. Da brauche ich bis ins nächste Jahrhundert, bis ich damit fertig bin.

„Nee, du, keinen Schimmer. Meins lag hier. Wo deins ist, weiß ich nicht.“

Da die Zeit drängt und der Chef in spätestens fünfzehn Minuten den Fortschritt des Schnippelns kontrollieren wird, ist Eile geboten. Ich begeben mich auf Spurensuche, schaue überall nach, öffne Schubladen und Schränke. Mein Messer ist verschollen. Ich denke scharf nach, wo es abgeblieben sein könnte. Aus den Augenwinkeln heraus sehe ich, dass Wilhelm damit in der Spüle hantiert. Was will der mit meinem Messer? Das mache ich selbst sauber. Ich pirsche mich von hinten an ihn heran.

„Wilhelm, Messer her!“, sage ich aus Spaß und klopfe ihm auf die rechte Schulter.

Er dreht sich wie von der Tarantel gestochen herum, schreit laut auf und fuchtelte bedrohlich mit dem Messer vor mir herum. Es kommt meiner Bauchregion sehr nah. Instinktiv weiche ich zurück. Was für ein Glück, dass ich so pfiiffig bin. Sonst hätte die Messerspitze meinen Eingeweiden „Hallo“ gesagt.

„He, was soll das? Gib mir mein Messer!“, versuche ich Wilhelm zu beruhigen.

Ich hatte noch nie mit Irren zu tun – außer den Nonnen im Internat. Die waren aber auf eine andere Art irre. Daher weiß ich nicht so recht, was ich jetzt tun soll, gebe mich jedoch cool. Sein Blick hat etwas von Kinskis Dracula-Szene. Die kenne ich in- und auswendig. Habe den Film dreimal gesehen.

„Wilhelm, ganz ruhig. Alles gut!“

Herbert eilt mir zu Hilfe. Er kam gerade erst zur Küche herein und kennt Wilhelm schon viel länger als ich. Die beiden sind seit einigen Jahren hier im Tannhäuser Hotel angestellt. Seine Unterstützung kommt wie gerufen. In meinem jungen Leben habe ich bereits (zwangsweise) gelernt, mit allen möglichen Persönlichkeiten umzugehen – auch weniger netten Gesellen. Mit einem flotten Spruch klappt das gut. Bei Psychos versagt die Methode allerdings. Deren Gehirne sind dafür nicht geschaffen. Wilhelm schaut abwechselnd von mir zu Herbert. Werner beobachtet die Szene aus ein paar Metern Entfernung.